

№ 4. 1896.

Böse Zungen.

Roman von **Heinrich Vogel.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Anna schaute Irma mit blitzenden Augen an und erwiederte heftig: „Du glaubst doch nicht an das elende Geschwätz?"

„Nein, Anna, aber es betrübt mich doch, euch so in aller Leute Mund zu wissen, und auf solche Weise. Wenn nur Dein Bräutigam bald zurückkommt."

„So weißt Du Alles?" fragte Anna. „Wir wollten Deinen Bruder aufsuchen, ihn um genaue Auskunft zu bitten und um seinen Rath."

„Er sollte uns sagen," fügte Otto hinzu, „wer der Urheber des niederträchtigen Geredes ist, damit man dagegen einschreiten kann."

„Mein Bruder hat mir nichts mittheilen wollen, er war sehr verschlossen. Auf alle meine Fragen antwortete er nur immer: er wisse auch nicht mehr als alle Welt."

„Und welche Schritte hat Ihr Bruder zur Ermittelung des Thäters unternommen?"

„Ich weiß nur, daß er um einen ihm bekannten sehr geschickten Beamten der Geheimpolizei nach der Residenz telegraphirt hat. — Aber das hätte ich ja nicht sagen sollen, er hat es mir streng verboten."

„Du kannst deshalb ganz ruhig sein, liebe Irma," betheuerte Anna. „Von uns erfährt Niemand etwas! Nicht wahr, Otto?"

Der Husarenlieutenant legte die Hand auf die Brust und verneigte sich leicht gegen das schöne Mädchen. Dann bat er mit einem innigen Blicke: „Seien Sie unsere Verbündete, Fräulein Irma. Helfen Sie uns in dieser Noth. Wir wissen nicht, an wen wir uns wenden sollen."

Die Angeredete erröthete leicht. Sie senkte ihre Augen vor seinen fast flehenden Blicken. Dann reichte sie Anna beide Hände und blickte die Freundin zärtlich an.

„Gut, schließen wir einen Bund," versetzte sie sodann. „Ich will Dir Alles mittheilen, was ich in der Sache erfahren kann. Wir wollen dann zusammen berathen, wie wir dem Thäter und auch dem Urheber der Gerüchte auf die Spur kommen können. Sei nur unbesorgt, liebe Anna, es wird gewiß noch Alles gut werden."

Otto ergriff stürmisch Irma's Hand und drückte sie innig an die Lippen.

„Komm, Anna," sagte er, „wir müssen zur Mutter. Heute dürfen wir sie nicht alleinlassen."

Anna erhob sich, umarmte die Freundin, sie fest an sich pressend, und fragte, wo und wann sie sich wiedersehen würden.

„Heute Abend besuche ich euch. Wir wollen dann das Weitere besprechen. Bis dahin behüt' Dich Gott, Anna."

Dann reichte sie auch dem Offizier die Hand zum Abschiede.

Otto beugte sich auf die schmale weiße Hand nieder. Als er sich wieder aufrichtete und ihre Blicke sich trafen, da glaubte er zu bemerken, wie das Mädchen leicht erzitterte. Irma erröthete jäh, ihr Auge verschleierte sich, und wie verwirrt senkte sie den schönen Kopf.

Beider Herzen durchzuckte da der göttliche Funken, der das Weib dem Manne zuführt. Beiden ward es jetzt klar, daß sie einander angehörten, und das zarte Roth, welches auf Irma's Wangen brannte, verklärte das Antlitz des jungen Mannes zu einem seligen Lächeln. Ihm war, er wußte nicht wie. Das Gefühl für Zeit und Ort schwand ihm, er hätte ewig so dastehen können, versunken in dem Anblick der schönen dunklen Augen, die sich vor ihm besiegt zu Boden wandten.

Anna riß den Bruder aus diesem traumartigen Zustande. „Komm," sagte sie. „Leb wohl, liebe Irma, wir dürfen Dich also heute noch erwarten?"

Die Angeredete konnte nicht antworten. Sie nickte nur mit dem Kopfe und rührte sich nicht von der Stelle, als die Geschwister das Zimmer schon verlassen hatten. Wie magnetisirt starrte sie auf die Thür, durch welche Jene verschwunden waren.

Plötzlich aber stürzte sie zum Fenster, welches sie aufriß. Sie beugte sich weit hinaus, den Forteilenden mit den Blicken zu folgen.

Fast erschrocken fuhr sie zurück. Denn als ob er ihren Blick spüre, hatte sich Otto umgewendet und salutirend die Hand an die Mütze gelegt.

Sie warf sich auf das Sopha und bedeckte die Augen mit den Händen.

4.

In dem Honoratiorenzimmer des „Goldenen Hirsch" hatte an diesem aufregungsvollen Tage der alte Johann soeben die Abendtafel für die gewöhnlichen Stammgäste hergerichtet.

Der Wirth warf einen prüfenden Blick über den Tisch, um sich zu überzeugen, ob auch alle die kleinen Sonderwünsche und Gewohnheiten der einzelnen Herren gebührend berücksichtigt seien, dann drehte er die Gasflammen klein und trat in das anstoßende allgemeine Gastzimmer.

Hier waren schon eine Anzahl Bürger aus dem Handwerkerstande an dem großen Tische versammelt, um nach Feierabend bei Lagerbier, Bratwürsten und ähnlichen Genüssen der Ruhe zu pflegen und die Angelegenheiten des Tages zu besprechen.

Heute drehte sich natürlich die ganze Unterhaltung um den schrecklichen Tod des alten Ruttner.

Mächtige Rauchwolken entstiegen den Pfeifen der Versammelten, und die abenteuerlichsten Vermuthungen über die That und den muth-



Léon Bourgeois,
französischer Ministerpräsident. (S. 28)

maßlichen Thäter flogen hin und her, von den Einen als lautere Wahrheit mit Entsetzen entgegengenommen, von den Anderen als lächerlich und unglaubwürdig bestritten.

Bald darauf betraten zwei Herren das Honoratiorenzimmer, wo Johann sich beeilte, die Gasflammen wieder höher zu drehen, um dann diensteifrig den Herren die Hüte und Ueberröcke abzunehmen. Er begrüßte sie dabei mit einem ziemlich unverständlichen Gemurmel, das nur der Eingeweihte als „Guten Abend, Herr Amtsrichter — guten Abend, Herr Staatsanwalt!" erkennen konnte.

„Guten Abend, Johann!" erwiederten die Beiden.

Der Amtsrichter steuerte sofort auf seinen Platz hinter einem schlägergeschmückten Deckelglase zu, das dort bereit stehen mußte, und das jetzt Johann ergriff, wobei er einen fragenden Blick auf den Amtsrichter warf.

„Wie gewöhnlich, Johann," beantwortete dieser die stumme Frage.

Der Kellner warf darauf denselben Blick auf seinen Begleiter, einen schlanken, einige dreißig Jahre alten blonden Herrn, dessen noch sehr jugendfrische Erscheinung durch eine goldene Brille und die schmalen, etwas zusammengekniffenen Lippen einen gewissen amtlichen Ausdruck erhielt.

Der Staatsanwalt blickte den Kellner einen Augenblick starr an, wie wenn er sich besinnen müßte, was von ihm verlangt wurde. Dann sagte er: „Nein, Johann, erst später, ich erwarte noch Jemand. Oder ist vielleicht schon ein Herr bei euch abgestiegen, der nach mir gefragt hat? — Gut," fuhr er fort, als der Kellner den Kopf schüttelte, „wann kommt der nächste Zug?"

Johann zog eine große silberne Uhr aus der Tasche, hielt sie einen Augenblick an das Ohr, um sich von ihrem guten Gang zu überzeugen, warf einen prüfenden Blick auf das Zifferblatt und sagte dann: „In zweiunddreißig Minuten."

„Schön. Wenn der Herr, der mich suchen wird, eintrifft, so rufen Sie mich heraus. Inzwischen können Sie mir aber doch etwas zu essen bringen."

Dabei überflog der Staatsanwalt die Speisekarte und bestellte nach kurzem Ueberlegen sein Abendbrod.

„Erwarten Sie Besuch, lieber Deterinak?" fragte der Amtsrichter, ein behäbiger, freundlicher Mann mit kahlem Scheitel und an den Schläfen leicht ergrauten Haaren.

„Besuch?" entgegnete der Staatsanwalt. „Nun, wie man's nehmen will. Jedenfalls soll er dafür gelten. Ihnen, lieber Kollege, kann ich es schon sagen. Ich habe nach Wien telegraphirt, in Sachen des Ruttner'schen Mordes, und gebeten, mir einen sehr gewandten Detektiv zu senden, den ich von früher her aus meiner dortigen Thätigkeit kenne. Ich bin hier zu bekannt, um ohne Aufsehen Alles vornehmen zu können, was zur Aufklärung der Sache dienlich ist, die nach dem bis jetzt vorliegenden Material jedenfalls sehr vorsichtig angefaßt werden muß. Ich werde den Mann als zufällig ankommenden Studienkollegen vorstellen. Er kann dann, ohne daß seine Anwesenheit weiter auffällt, seine Nachforschungen anstellen."

„Sie glauben also, daß es uns ohne Hilfe der hauptstädtischen Polizei nicht gelingen wird, den Thäter auszuforschen und dingfest zu machen? Es kann doch nur ein mit den hiesigen Verhältnissen bekannter Mensch sein, und Burgheim ist ja nicht so groß. Sie sprachen heute Mittag von Verdachtsmomenten, die aufgetaucht seien. Nun, haben Sie schon eine sichere Spur, oder hat sich Ihr Verdacht als hinfällig erwiesen?"

„Ich wollte, es wäre so," erwiederte der Staatsanwalt, „ich mag nicht daran glauben; das Unglück wäre zu groß. Aber so viel ich auch nachdenke und Alles zusammenfasse, was ich bis jetzt in der Sache festgestellt habe, immer werde ich wieder auf denselben Punkt geführt, auf den der Verdacht im ersten Moment hinweist. Ich muß mich fragen: wer ist am meisten an dem Tode Ruttner's interessirt, wem mußte er den größten Nutzen bringen?"

„Aber das ist ja gar nicht möglich!" rief jetzt der Amtsrichter und stieß das Deckelglas, das er gerade zum Munde führen wollte, auf den Tisch. „Sie wollen doch nicht Hermann Hellmer, den Maler Hellmer, der That anschuldigen?"

„Leider komme ich immer wieder auf ihn zurück, so sehr ich den Gedanken auch abweisen möchte. Ich glaube nicht daran, aber die Thatsachen thürmen sich gegen ihn auf. Alles deutet auf ihn hin. Dazu kommt seine plötzliche unvermuthete Abreise nach Wien. Ich fürchte, ich werde den Haftbefehl gegen Hellmer veranlassen müssen, obschon ich ihn einer solchen That nicht für fähig halte. Ich will jedoch in dieser Sache, die namenloses Unglück über eine mir liebe Familie bringt, nicht allein meiner Auffassung folgen; darum habe ich mich um Unterstützung nach Wien gewandt. Der Agent, den ich erwarte, ist besonnen und kühl. Da er den hiesigen Verhältnissen fremd gegenübersteht, so kommt er, wenn solches überhaupt möglich ist, zu einer anderen Anschauung wohl eher als ich, den tausend Dinge in einem ganz objektiven Urtheil möglicherweise unbewußt beeinflussen."

Es waren inzwischen neue Gäste eingetreten, und die Unterhaltung der beiden Herren mußte abgebrochen werden. —

Der Staatsanwalt wurde mehrfach wegen des Mordes interpellirt, wich aber allen Andeutungen über den muthmaßlichen Thäter sorgfältig aus. Er verschanzte sich hinter das Amtsgeheimniß, welches ihm jede vorzeitige Mittheilung streng verböte, und als man dringender wurde, wies er die Ungestümen nachdrücklich an, ihn im Gasthaus mit Dingen zu verschonen, die ihm im Amte den Kopf schon warm genug machten.

So mußte sich denn die Gesellschaft auf den Austausch ihrer eigenen Beobachtungen und Meinungen beschränken.

Natürlich wurde auch der Name Hellmer's genannt, der allein den Nutzen von dem Mord habe. Natürlich, fügte man vorsichtig hinzu, denke Niemand daran, ihn mit der Sache in Verbindung zu bringen, aber es wurde doch auch erwähnt, wie der Ermordete und sein Neffe wenig freundschaftlich miteinander verkehrt hätten.

„Ja," rief Einer, „das ist gewiß! Gestern hat zwischen Beiden ein großer Streit stattgefunden. Die Frau Hollenbrock, welche mit ihrer Tochter spät Abends durch die Domstraße kam, hat gesehen, wie der Maler leichenblaß und mit entsetzlich wildem Blicke aus dem Hause seines Onkels fortstürzte."

Emil Mautner, welcher auch anwesend war, und dessen Gesicht noch deutlich die Spuren der verflossenen Nacht zeigte, mischte sich hier in die Unterhaltung, indem er das Gesagte eifrigst bestätigte: „Ja, das habe ich auch gehört, und die eine Hand," fügte er hinzu, „soll er krampfhaft in der Tasche verborgen gehabt haben."

Dieser versteckten Verdächtigung wurde indeß von anderen Seiten kräftig entgegengetreten. Man sah, Hellmer hatte gute Freunde. Der junge Elegant wäre beinahe in einen Streit verwickelt worden, wenn nicht die ertönende Gasthofsglocke, deren Läuten in das Getümmel der aufgeregten Meinungen drang, der peinlichen Unterhaltung eine andere Richtung gegeben hätte.

Allgemeines Aufsehen erregte es, als der alte Johann jetzt an Deterinak herantrat und mit dem Daumen über die Schulter auf die Thür hinwies. Dabei sah er den Staatsanwalt mit einem verständnißinnigen Blicke an, mit den Augen der Richtung des Daumens folgend.

Der auf diese Weise Benachrichtigte mußte über die ausdrucksvolle Pantomime des wortkargen Kellners unwillkürlich lächeln. „Ich komme sofort," sagte er, dem Amtsrichter einige Worte zuflüsternd. Dann nahm er seinen Hut vom Haken und verließ das Zimmer, dessen Thür ihm der schweigsame Ganymed dienstbeflissen öffnete.

Alles wendete sich nun an den Amtsrichter. „Ist etwas geschehen?" — „Hat man ihn schon?" hieß es durcheinander. „Was sagte Ihnen der Staatsanwalt?" — „Kommt er noch einmal zurück?"

Dieser schüttelte lächelnd den Kopf. „Es ist nichts von Bedeutung. Ein Studienfreund Deterinak's ist auf der Durchreise hier eingetroffen und wünscht ihn zu begrüßen."

Auf den Gesichtern der Fragenden malte sich der Ausdruck großer Enttäuschung ab.

Man hatte etwas Aufregendes, Sensationelles erwartet und wurde verstimmt, daß es sich nur um eine ganz alltägliche Sache handelte. Gleichwohl wandten sich aller Augen nach der Thür, als an der Seite des Staatsanwalts ein jovial aussehender, etwas untersetzter Mann von ziemlich ländlicher Erscheinung eintrat.

Der Fremde begrüßte die Gesellschaft mit behäbig-heiterer Miene und einem freundlichen: „Allseits guten Abend, meine Herrschaften!" Dann trat er an den Nebentisch, wo er mit einer gewissen Umständlichkeit sich niederließ.

Der Staatsanwalt verabschiedete sich mit einem Händedruck von seinen Tischnachbarn und folgte seinem Gaste, der eifrig mit dem Studium der Speisekarte beschäftigt war.

Johann näherte sich dem Fremden, um dessen Befehle bezüglich des Abendessens entgegen zu nehmen, und auch der Gasthofbesitzer begrüßte seinen neuen Gast und erkundigte sich nach seinen Wünschen.

„Mein Freund Euler möchte ein hübsches, behagliches Zimmer haben, Herr Waldhuber, er will einige Tage hier verweilen. Ich kann ihm leider in meiner Junggesellenwohnung kein entsprechendes Obdach bieten und so müssen Sie, unser allgemeiner Herbergsvater, schon an meine Stelle treten."

„Soll bestens besorgt werden, Herr Staatsanwalt. Sie dürfen sich ganz auf mich verlassen. Ich lasse sogleich Numero 5 für den Herrn herrichten; von da hat man," wandte der Wirth sich erklärend an Euler, „die beste Aussicht über den Marktplatz, bis weit in die Domstraße hinein."

„Ist mir recht," antwortete der Fremde, „da kann ich ja das liebe Burgheim bequem vom Fenster aus studiren. Beobachte gern die Menschen und ihr Treiben," fuhr er fort, indem er mit den Augen zwinkerte und Deterinak einen lustigen Blick zuwarf.

Als der Keller das bestellte Essen herbeibrachte, widmete sich der Fremde diesem mit eifriger Hingebung, während Deterinak inzwischen gedankenvoll den blauen Wölkchen nachblickte, die seiner Cigarre entstiegen.

Endlich schien der neue Gast den Ansprüchen seines Magens genug gethan zu haben. Mit einem zufriedenen Gesichte legte er Messer und Gabel von sich und band die Serviette ab.

„So," sagte er dann mit gedämpfter Stimme, „jetzt können wir an's Geschäft gehen. Wo stehen wir denn?"

„Ich darf wohl annehmen," erwiederte der Staatsanwalt ebenso leise, „daß Sie, Ihrer Gewohnheit gemäß, den Fall selbst schon genau kennen?"

„Stimmt auffallend, weiß schon Alles; vom Bahnhof bis zum ‚Hirsch' ist eine lange Fahrt. Da hört man schon Manches. Kenne auch die hiesigen Verhältnisse ziemlich genau — bin mit einem charmanten jungen Menschen von hier hergefahren, lustiger Kerl, Maler oder so etwas, hat mir seine Vaterstadt höchst ergötzlich geschildert. Warten Sie," sagte er dann in einer alten, rothen Brieftasche herumsuchend, „hier ist seine Karte: ‚Hermann Hellmer' — ganz recht, so sagte er auch!"

„Mit Hellmer sind Sie hierher gefahren?!" rief Deterinak so laut, daß die Nächstsitzenden an der großen Tafel erstaunt nach dem Nebentische hinübersahen.

„Ruhig Blut, Herr Staatsanwalt," flüsterte Euler, „kann mir's denken, was Sie so aufregt. Der Neffe des Ermordeten war auch sehr erschrocken, als er im Omnibus die Geschichte erfuhr, er ist dann gleich ausgestiegen. Die Anderen erzählten, er habe gestern Abend großen Streit gehabt mit dem Todten."

„Ich sehe, Sie sind schon völlig informirt, und ich brauche Ihnen nur Weniges hinzuzufügen. Hellmer ist der einzige Erbe des Erschlagenen, man hat ihn gestern bei anbrechender Dunkelheit verstört und aufgeregt das Haus seines Onkels verlassen sehen. Auch war er, der am Vormittag über wenig Geldmittel verfügte, am späten Abend im Besitz einer größeren Summe. Ferner ist er auffallender Weise plötzlich nach Wien gefahren, vielleicht, um ein Alibi herzustellen. Kurz, es liegt mehr als genug vor, um ihn verhaften zu lassen, so sehr auch die Persönlichkeit des Malers an seine Unschuld glauben läßt. Ich möchte nun eben darüber vorher gern Ihre Meinung wissen."

Euler hatte, ohne eine Miene zu verziehen, den Worten des Staatsanwalts zugehört. Jetzt nickte er ein paarmal und meinte: „Können mit der Verhaftung noch bis morgen warten, wird uns nicht weglaufen. Sollte mir leid sein, wenn der Mann damit zu thun gehabt hätte, ist ein lieber Mensch, haben uns vortrefflich unterhalten. Wozu sollte er weglaufen? Wäre gewiß nicht zurückgekommen, wenn er sich fürchtete. Will ihn morgen selbst besuchen, habe es ihm versprochen. Uebrigens: wann kann man morgen kommen, um die Akten einzusehen und den Thatort zu besichtigen? Bin etwas müde und möchte mich bald zurückziehen."

„Meinethalben können Sie schon um sechs Uhr kommen. Sie haben dann Muße, die Akten in aller Bequemlichkeit zu studiren. Für ein Frühstück sorge ich schon; damit brauchen Sie sich hier nicht aufzuhalten. Sollte ich noch nicht aufgestanden sein, wenn Sie kommen, so setzen Sie sich nur gleich an meinen Schreibtisch. Dort werden Sie das ganze Material beisammen vorfinden. Ich gebe Auftrag, daß man Sie ohne Weiteres hereinführt. Nachher frühstücken wir zusammen und gehen dann miteinander in das alte Haus."

Die Unterhaltung an der großen Tafel, welche durch die Ankunft Euler's eine Unterbrechung erfahren hatte, war inzwischen wieder in lebhaften Gang gekommen.

Besonders laut benahm sich vor Allem ein Männchen mit einer dünnen, aber durchdringenden hohen Stimme, das seine Rede mit überaus heftigen Gestikulationen zu begleiten pflegte. Es war der Gründer und Redakteur des „Postboten für Burgheim und Umgebung", der einzigen Zeitung, welche in der Stadt gedruckt wurde und daher ihrem Eigenthümer und Herausgeber ein sehr bescheidenes Einkommen abwarf, indem es ihn zugleich zum Orakel der Spießbürger erhob.

Herr Hechler, wie das Männchen mit der dünnen Stimme hieß, oder „Doktor" Hechler, wie er bescheiden beanspruchte, von den Burgheimern genannt zu werden, hatte — wie man sagt — eine Vergangenheit. Er war vor Jahren in der Residenz bei einem Blatte in Verwendung, und zwar, wie er erzählte, als Chefredakteur, in Wirklichkeit indeß als Administrationsbeamter, hatte aber diese Stellung aus unaufgeklärten Gründen plötzlich aufgeben müssen. Er war dann nach Burgheim gekommen, wo ihm die Verhältnisse so zusagten, daß er hier ansässig wurde und den „Postboten" gründete. Ueber seinen Bildungsgang war nichts Sicheres zu erfahren, indeß gab er sich stets den Anschein großer Gelehrtheit, ohne jedoch hierfür allgemeinen Glauben zu finden. Die besseren Kreise der Stadt hatten nicht gern mit ihm zu thun und gingen ihm nach Möglichkeit aus dem Wege, denn er war ein Großsprecher, mischte sich in Alles, suchte die Privatverhältnisse seiner Mitbürger auszukundschaften, um diese Kenntnisse bei Gelegenheit für sich, das heißt in seinem Blatte zu verwenden. Er liebte es, die Leute in Händel zu verwickeln, indem er den Einen gegen den Anderen aufhetzte, ohne sich jedoch selbst irgendwie in die Gefahr, seine halben Worte und Viertelverdächtigungen vertreten zu müssen, zu begeben.

Hechler war der Mann für Alles. Er verkaufte Häuser, vermittelte Darlehen, kurzum, er trieb jedes Geschäft, bei welchem für ihn etwas herauszuschlagen war. Bei der Verfolgung seiner Ziele kannte er weder Freundschaft noch frühere Verpflichtungen. Jeder wurde für den Moment sein Feind, wo er, wenn auch unbewußt und unabsichtlich, seine Pfade kreuzte.

Er schien Hellmer nicht zu seinen Freunden zu zählen, denn er wußte diesen in giftiger Weise zu verdächtigen, ohne ihn direkt anzuklagen. Es kam zuletzt zu erregten Auseinandersetzungen zwischen ihm und den Freunden des Malers, die dessen Partei nahmen. Hechler wollte auch den Amtsrichter in den Streit hineinziehen, aber dieser wies ihn nachdrücklich zurück. Das schien ihm die Lust zum Bleiben benommen zu haben, denn gleich darauf verließ er, gefolgt von Mautner und einigen Anderen, die mit ihm zu verkehren pflegten, das Zimmer.

„Ein angenehmer Herr," meinte Euler, der dem Streite schweigend und mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Wenn ich nur gleich wüßte, wo ich ihn hinthun soll, er kommt mir so bekannt vor. Hechler heißt er. Ach ja! Jetzt erinnere ich mich. Damals hatte er einen anderen Namen. War in eine sehr dunkle Affaire verwickelt, wußte sich aber herauszuziehen und verschwand dann aus Wien ... Ei! ei! so findet man also alte Bekannte wieder! Scheint ihm gut zu gehen. Und der junge Elegant, der mit ihm ging, ist wohl sein Freund?"

„Seit einiger Zeit sieht man die Beiden viel beisammen. Daß sie gerade befreundet sind, glaube ich nicht, denn Hechler kennt überhaupt keine Freundschaft, für ihn gibt es höchstens Interessengemeinschaft. Hier wird es wohl nur auf Geldgeschäfte hinauslaufen. Der junge Mensch ist ein Spieler. Da er seit Kurzem viel Pech hat und von seinem Vater keine Hilfe erwarten darf, so hat er sich wahrscheinlich an den Redakteur gewendet."

Der Staatsanwalt erzählte seinem Nachbar nun, wie Mautner's Vater geschworen habe, keine Spielschulden für seinen Sohn mehr zu bezahlen, seit dieser kürzlich an einem Abend sechstausend Gulden verloren habe, für welche der alte Bankier aufgekommen war. „Aber der Mensch kann nicht aufhören," fuhr Deterinak fort, „und erst gestern Abend hat er im Kasino eine riesige Summe verloren."

„Und sein Freund und Geldgeber spielt mit ihm?" fragte Euler.

„O nein," versetzte der Staatsanwalt, „ich habe nie gehört, daß Hechler spiele. Dazu ist er viel zu sparsam. Außerdem geht er nicht mehr in's Kasino, seitdem ihn der Maler Hellmer bei einer theatralischen Aufführung dort auf die Bühne gebracht und verspottet hat. Daher auch seine Wuth auf den Maler, die Sie vorhin wohl bemerkt haben werden. Er möchte ihn gerne verderben und glaubt jetzt Gelegenheit zu haben, seine Rachsucht zu befriedigen. Leider! Leider! Auch Mautner haßt Hellmer, der sich mit ihm zu gleicher Zeit um die Hand des Fräulein Berthold bewarb und ihn ausgestochen hat, denn sie ist jetzt Hellmer's Braut. So haben Mautner und Hechler auch in diesem Punkt gemeinsame Interessen. — Doch ich sehe, lieber Euler, Sie wollen sich zurückziehen. Sie sind gewiß müde, also bis morgen!"

Der Gasthofbesitzer ließ es sich als aufmerksamer Wirth nicht nehmen, seinen ihm durch den Staatsanwalt so warm empfohlenen Gast persönlich auf das Zimmer zu führen. Er entschuldigte sich bei Euler, daß dieser Zeuge eines Streites an seiner Gasttafel geworden und bat, er möge aus diesem in seinem friedlichen Hause ganz ungewöhnlichen Ereignisse keinen Schluß auf den sonst im „Goldenen Hirsch" herrschenden Ton ziehen.

Euler beruhigte ihn, indem er ihn zugleich um seine Meinung über den Mord und den vermuthlichen Thäter befragte.

Der Wirth wiegte bedenklich den Kopf. Dann meinte er: viel eher könne man dem Hechler oder irgend einem der Anderen, die jetzt so deutlich auf den Maler Hellmer hinzielten, eine solche That zutrauen, als diesem. Warum hätte der Maler das thun sollen? Der Onkel war schon alt und gebrechlich. Ueber kurz oder lang mußte Hellmer ihn doch beerben. „Aber," sagte der Wirth dann, „es ist freilich am einfachsten, diesen zu nehmen, so lange man keinen Anderen hat. Zudem wird die ganze Angelegenheit dadurch noch pikanter. Natürlich, je größer der Skandal, desto schneller die Verbreitung und desto größer der Glaube daran. Uebrigens soll es noch nicht einmal unzweifelhaft feststehen, daß wirklich ein Mord vorliegt."

Euler wurde nachdenklich, dann sagte er: „Scheint eine wunderliche Geschichte zu sein, interessirt mich! Wenn Sie etwas Neues darüber erfahren, erzählen Sie es mir doch gelegentlich. Jetzt aber lassen Sie mich schlafen, verehrter Gastfreund. Der Hausknecht soll mich morgen um halb sechs Uhr wecken. Frühstück brauche ich nicht. Bekomme es beim Staatsanwalt. Dagegen bitte ich um den Barbier. Gute Nacht, Herr Waldhuber."

Der Wirth versprach, Alles bestens zu besorgen, dann wünschte er seinem Gaste eine geruhsame Nacht und verließ das Zimmer.

5.

Hellmer erhielt, wie der Geheimpolizist dem Staatsanwalt mitgetheilt hatte, gleich nach seiner Rückkehr im Omnibus die Nachricht von der Ermordung seines Onkels. Er erschrak heftig. Die Plötzlichkeit der unerwarteten Todesbotschaft erschütterte ihn sichtlich. Hatte er auch mit dem Verstorbenen nicht besonders freundschaftlich verkehrt, so blieb dieser doch immer sein nächster Verwandter, der Bruder seiner Mutter.

Seiner Frage nach den näheren Umständen wurde mit einer gewissen Zurückhaltung ausgewichen. . . . „Darüber weiß ich gerade so viel oder so wenig, wie Sie, Herr Hellmer," lautete fast stets die Antwort, wie es schien mit einer gewissen Absichtlichkeit, die den jungen Mann höchst unangenehm berührte. Doch war er zunächst noch himmelweit davon entfernt, daran zu denken, daß sich der Verdacht der Thäterschaft auf ihn selber richten könne. Weitere

Mittheilungen aber vermochte er nicht zu erlangen.

Da es schon fast halb neun Uhr Abends war, so hatte der Maler ursprünglich beschlossen, den Abend im „Hirsch“ zu verbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Léon Bourgeois, französischer Ministerpräsident.

(Mit Porträt auf Seite 25.)

Auf das Ministerium Ribot ist das radikale Ministerium Bourgeois gefolgt. Der jetzige französische Ministerpräsident Léon Bourgeois, dessen Porträt wir auf S. 25 bringen, zählt gegenwärtig 44 Jahre und hat 1876 im Bautenministerium als Beamter seine politische Thätigkeit begonnen. Er wurde dann in der Provinz Generalsekretär, Unterpräfekt, Präfekt, und rückte hierauf zu dem vielbegehrten Posten der Seinepräfektur in der Hauptstadt auf. Rouvier machte ihn zum Polizeipräfekten, 1888 wurde er in die Kammer gewählt, und Floquet ernannte ihn zum Unterstaatssekretär des Innern. 1890 wurde Bourgeois im Kabinet Freycinet Minister des Innern und 1892 im Kabinet Ribot Justizminister. Als solcher leitete er bis zum Oktober 1893 die Panamaprozesse, und man warf ihm damals vor, daß er, um seine Freunde zu decken, ihm ferner stehende Personen geopfert habe.

Am Henkersteg in Nürnberg.

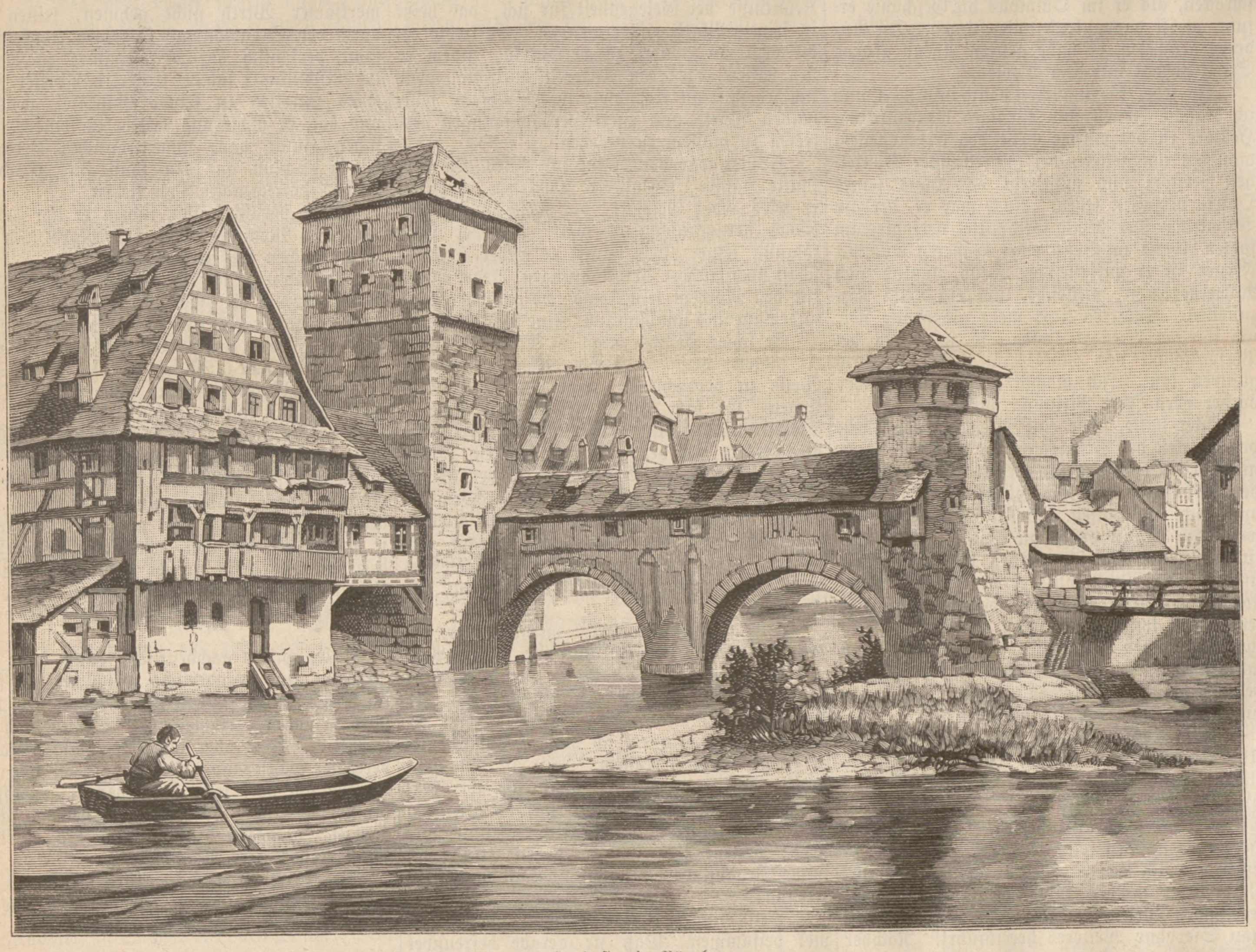
(Mit Abbildung.)

Keine andere deutsche Stadt ist reicher an mittelalterlichen Bauwerken als Nürnberg. Zu den ältesten und malerischesten Parthien der Pegnitzstadt gehört die auf untenstehendem Bilde wiedergegebene: die Umgebung des Henkersteges von der Maxbrücke aus gesehen. Links gewahrt man einige Häuser aus dem 13. bis 14. Jahrhundert, den sogenannten „Weinstadel“. Daneben erhebt sich ein viereckiger Thurm der ehemaligen Stadtbefestigung, jetzt Arrestlokal des Landgerichts, den eine überdeckte, auf zwei Steinbogen ruhende Brückenbahn mit einem kleineren runden Thurme verbindet. Rechts von diesem sieht man den kleinen, hölzernen Henkersteg, der vom sogenannten Unschlitthause nach dem Trödelmarkt hinüberführt. Seine Benennung stammt noch aus der Zeit, als der Scharfrichter dort, wo der Steg mit seinem äußersten Ende auf städtischem Boden aufliegt, seine Wohnung hatte. Der letzte Nürnberger Henker ist im Jahre 1837 darin gestorben.

Alfred der Große im Dänenlager.

(Mit Bild auf Seite 29.)

Wie eine verheerende Sturmfluth waren die normannischen Eroberer, welche die Engländer: Dänen nannten, über das Reich des jungen Königs Alfred von England dahin gebraust. Mercia und die benachbarten Reiche, 878 auch Wessex gingen an sie verloren, und verzweifelnd zogen viele Eingeborene über das Meer oder unterwarfen sich den Feinden. Alfred selbst mußte sich in Wildnissen und Sümpfen verbergen, hörte aber trotzdem nicht auf, die Vertreibung des Feindes im Auge zu behalten. Es gelang ihm endlich, in der Burg Aethelings-Ey eine Schaar Getreuer um sich zu sammeln, und von dort soll er, wie berichtet wird, eines Tages als Harfner verkleidet in das Dänenlager geschlichen sein. Die Feinde horchten arglos seinem Gesang und erfreuten sich an seinen schönen Weisen (siehe das Bild auf S. 29), so daß er unbeargwöhnt das Lager in Augenschein nehmen und Zahl und Zurüstungen der Feinde auskundschaften konnte. Wenige Wochen nachher rückte König Alfred, den man mit Recht den Großen genannt hat, mit einem aus den Edlen und dem Volke von Somerset gebildeten Heere gegen Aethandum (Eddington bei Westbury), wo er im Mai 878 dem Feinde eine entscheidende Niederlage beibrachte.



Am Henkersteg in Nürnberg.

Der Erbe von Morstein.

Erzählung von **J. G. Weiß.**

(Nachdruck verboten.)

Hans Morstein war eines ehrsamen Bürgers Sohn in der alten schwäbischen Reichsstadt Hall. Sein Großvater war aus Welschland hergezogen; aber er hatte immer erzählt, daß er nicht welscher Abkunft sei, sondern deutscher, wie's ja auch der Name bezeugte.

Der junge Hans, früh verwaist, war einem Schmied in die Lehre gegeben worden und hatte tüchtig den Hammer schwingen gelernt. Aber da er nach beendeter Lehre im Frühling 1691 in die Fremde gegangen, war er zu Heidelberg hängen geblieben und kurpfälzischer Reiter geworden.

Eines Tages wurde der junge Reitersmann nicht wenig überrascht durch den Besuch des Notars Zacharias Liebermann aus Hall, der ihm nach umständlichen Fragen über seine Person und Herkunft die Frage vorlegte:

„Wißt Ihr, daß an der Jagst ein Rittergeschlecht Eures Namens sitzt?“

„Hab's einmal gehört,“ antwortete Hans.

„Nun wohl! Was würdet Ihr dazu sagen, wenn sich's erweisen ließe, daß Ihr selbst dieser Familie zugehört?“

„Hm! — Ein armer Teufel blieb' ich deswegen wohl doch!“

„Für jetzt, ja! Der Mannesstamm der Morsteine steht aber nur auf zwei Augen. Ihr wäret der Erbe des jetzigen Herrn. Der gibt sich zwar viel Mühe, den Bischof von Würzburg zu bereden, seine Lehen in Kunkellehen zu verwandeln, so daß sie auf seine zwei Töchter übergehen. Aber Euer Dazwischentreten würde das hindern.“

„Wie wollt Ihr aber beweisen, daß ich zur Familie gehöre?“

„Daran soll's nicht fehlen! Urkundlich steht



Alfred der Große, als Harfner verkleidet, im Dänenlager. (S. 28)

fest, daß ein Hans v. Morstein und Biberfeld 1466 Bürger zu Hall wurde. Ob er seine Linie weiter fortgeführt, war unbekannt bis jetzt."

„Und Ihr wollt jetzt beweisen, daß er mein Vorfahr war? Mein Großvater kam doch aus Welschland!"

„War aber deutscher Abkunft und stammte sicher aus Hall. Was hätt' ihn sonst dorthin geführt?"

Hans nickte. Die Sache begann ihm einzuleuchten, und dem Notar schien's nun an der Zeit, an sich zu denken. Bald wurde man handelseins über eine Summe, die er erhalten sollte, wenn Hans in Besitz der Morstein'schen Lehen käme.

„So!" sagte Herr Zacharias, nachdem der junge Mann einen Verpflichtungsschein unterschrieben hatte, „nun kann ich Euch klaren Wein einschenken! — Schaut her! Da hab' ich Briefe und Urkunden, die Euer Großvater einst in meine Hand legte, um ihren Inhalt von mir zu erfahren. Er starb darüber weg, und die Sache kam mir aus dem Sinn, bis ich neulich beim Ritter v. Morstein Geschäfte hatte und in seines Hauses Chronik von jenem Hans las, als dessen Nachkommen diese Dokumente Euch erweisen. Nun gebt Acht!"

Einzeln las der Notar die Dokumente vor, und Hans gewann in der That aus ihnen die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Sache. Aber doch fragte er noch einmal, ob es wirklich ehrlich Spiel sei, das der Notar mit ihm treibe.

„Seid unbesorgt!" lächelte dieser. „Es ist kein Unrecht dabei. — Wenn Ihr nun einverstanden seid, will ich vor Allem für Eure Dienstentlassung sorgen. Ihr reist vorerst mit nach Hall. Das Weitere findet sich!"

— — — — — — — — — —

Herr Johann Ludwig v. Morstein war in seinen besten Tagen ein Griesgram gewesen; nun als Wittwer und Gichtbrüchiger war er's erst recht, und er machte seinen Töchtern das heimische Schlößchen fast zur Hölle. Trotzdem war er, wie schon der Notar dem jungen Hans Morstein erzählt hatte, eifrig bedacht, für ihre Zukunft zu sorgen, und das mit gutem Grund. Denn besonders die ältere, Eva Maria mit Namen, war ihm trotz seiner Launen eine eifrige Pflegerin, und die jüngere, Sophie Katharina, kaum dem Kindesalter entwachsen, eiferte ihr nach. Freilich, die sanfte Maria war zur Pflegerin des launischen Alten mehr geeignet, als die Schwester. Nie widersprach sie ihm, wenn er ihr auch selbst die wenigen Freuden durchkreuzte, die das einsame Leben zu Morstein ihr hätte bieten können.

So lagen die Verhältnisse im Schlosse, als Herr Zacharias Liebermann kam, um dem Freiherrn die Sache seines Schützlings vorzutragen.

Der Notar hatte seine Rede wohl einstudirt und brachte sie unter Aufzeigung all' seiner Belegstücke so überzeugend vor, daß sein Hörer nirgends den geringsten Anhalt zu einem Gegenargument fand, und sich begnügte, seiner inneren Wuth durch vernehmliches Knurren Luft zu machen.

Herr Zacharias hatte gewonnen Spiel. Der Freiherr gab zwar nicht gleich nach; die Dokumente mußten noch einem Pfarrer der Nachbarschaft zur Begutachtung unterbreitet werden; aber das Ende vom Liede war, daß die Ansprüche des jungen Hans Morstein von dem Freiherrn und schließlich auch vom Lehenhofe in Würzburg anerkannt wurden.

Da kam denn Hans eines Tages mit dem Notar nach Morstein, um sich vorzustellen.

Maria war bei dem Vater, als die Besucher eintraten, und es dünkte Hans, nie zuvor habe er ein solch' liebliches Wesen geschaut. Die Unterredung währte lange, aber Hans war nur halb dabei, und als es zum Scheiden kam, da beschäftigte ihn weniger seine Anwartschaft auf ein Ritterlehen, als der Verlust seines Herzens.

Und welchen Eindruck hatte er auf Maria gemacht? Keinen schlechten. Er besaß viel natürlichen Anstand, und es lag in seinem Auftreten so viel echte Männlichkeit, daß man leicht über den Mangel an anerzogener Bildung hinwegsehen konnte. Zudem war in jener Gegend, die eben erst begann, sich von den Nachwehen der großen Kriegsstürme des Jahrhunderts zu erholen, der Bildungsunterschied zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung nicht gar so groß.

Auch der alte Freiherr hatte Hans nicht so übel gefunden, und das brachte einen Gedanken bei ihm zur Reife, der ihm in den letzten schlaflosen Nächten schon hin und wieder aufgetaucht war, und den er nun auch nach Hansens Benehmen wohl für durchführbar hielt.

„Es ist mir lieb, daß er Dir nicht mißfällt," sagte er, als Maria harmlos ihr Urtheil über den jungen Mann ausgesprochen hatte. „Du wirst sein Weib werden."

„Vater!" rief sie im Tone des Entsetzens.

Und wie hätte sie sich nicht über die plötzliche Zumuthung entsetzen sollen? War es doch immerhin ein wildfremder Mensch, dem sie da ohne Weiteres wie eine Waare überantwortet, ja dem sie vielleicht sogar aufgedrängt werden sollte!

Aber vergebens mühte sie sich, den starren Sinn des Vaters zu wenden. Sie hatte ja nie gewagt, zu widersprechen. Nur zu bitten wußte sie, und damit kam man beim alten Freiherrn nicht weit.

Hans wurde eingeladen, nach dem Schlosse zu Morstein überzusiedeln, und gerne folgte er. Nun gab's für die Pläne des Freiherrn kein ernstes Hinderniß mehr. Hans war kein großer Frauenkenner, und wenn sich Maria scheu vor ihm zurückzog, legte er's als bloße Schüchternheit aus, und ließ sich von ihrem Vater gerne einreden, daß sie ihm gewogen sei.

Als er seine Werbung angebracht, und Maria ihm unter dem Drucke väterlicher Gewalt ihr Jawort gegeben hatte, da folgte dem Verlöbniß so rasch die Hochzeit, daß er der Gatte Maria's wurde, ehe ihm eine Ahnung kam, daß sie ihm nur gezwungen zum Altare folgte.

Erst lange nachdem der Priester den Bund eingesegnet hatte, drängte ihr Verhalten ihm die Frage auf die Lippen: „Hast Du mir denn ohne Liebe Deine Hand gereicht?"

Zum ersten Male kam ihr bei dieser Frage der Gedanke, daß durch das Ehebündniß auch an Hans ein Unrecht begangen worden sei. Sie hatte nur immer an sich als das unglückliche Opfer der väterlichen Pläne gedacht. Aber war nicht Hans ebenso zu beklagen; war er nicht ein um sein Lebensglück betrogener Mann? Er hatte ein Recht gehabt, zu glauben, er führe ein liebendes Weib heim, und nun war's eine widerwillige Sklavin, die vor ihm zurückbebte.

Nicht leicht war's drum für Maria, ihm die Wahrheit zu sagen, aber noch schwerer wäre es gewesen, zu lügen.

„Ich folgte des Vaters Gebot!" bekannte sie.

Einen Augenblick war's, als verstehe Hans sie nicht. Starr und sprachlos schaute er sie an. Und dann, als die Erstarrung aus seinen Zügen wich, da maß er sie mit einem Blicke so unsäglicher Verachtung, daß sie sich abwenden mußte.

„Pfui!" war das einzige Wort, das er über die Lippen brachte. Dann war er draußen, und Maria blieb allein im Gemache, elender denn zuvor. Der Dulderstolz, der sie noch aufrecht erhalten hatte, war zerschmettert. Sie fühlte sich nur noch als die mit Recht gedemüthigte Gehilfin einer unehrenhaften Spekulation.

— — — — — — — — — —

Der Schloßherr saß in seinem Sorgenstuhle; Sophie Katharina war um ihn beschäftigt und wurde eben ausgescholten, weil sie ihm nichts recht machte. Da trat Hans ein. Er kam, um Abschied zu nehmen.

Derb und gerade, wie's in seiner Natur lag, war das, was er sagte. Es war nicht allzuviel und währte nicht allzulange, aber es traf wie Wetterstrahl. Herr Johann Ludwig, der erst grob werden wollte, mußte bald verstummen und saß in seinem Stuhl wie zerschmettert. Die kurzen, klaren Worte, in denen Hans ihm seine Handlungsweise in das Licht der Unehrenhaftigkeit setzte, ließen keine Erwiederung zu. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß der Freiherr den Vorwurf auf sich sitzen lassen mußte, krumme Wege gegangen zu sein.

„Nun laßt mich ziehen!" schloß Hans seine Rede.

Da wuchs dem Freiherrn der Muth wieder.

„Oho!" rief er. „Wohin? — Noch seid Ihr von meinem Geldbeutel abhängig!"

„Ich würd' mich schämen, noch einen Heller von Euch zu nehmen. Ich laß mich wieder bei den pfälzischen Reitern anwerben!"

Entsetzt fuhr der Alte auf:

„Beim Teufel! Das werdet Ihr nicht! Ein Morstein — gemeiner Reiter!"

„War ich's nicht früher auch?"

„Ja, aber da wußte Niemand, wer Ihr seid!"

Hans blieb fest. Drohung und Bitte waren vergeblich. Er verließ das Schloß, ohne sein Weib nochmals gesehen zu haben.

Sophie Katharina hatte die ganze Verhandlung angehört. Welch' klägliche Rolle hatte ihr Vater gespielt, welch' edle Denkweise und welch' edlen Mannesstolz hatte Hans gezeigt!

„Schwester!" sagte sie später zu Maria, „ich begreife Dich nicht. Hans hat ein Herz von Gold. Er hätte Dich glücklich gemacht!"

„Vielleicht, wenn ich ihn länger gekannt hätte und aus freier Wahl die Seine geworden wäre, — so aber nimmermehr! Durch Zwang an einen Mann gekettet zu werden, der mir vor Kurzem noch ein Fremder war — mir graute davor!"

Während die Schwestern dies Gespräch führten, war der Gegenstand desselben in Hall angelangt und hatte sich zum Notar begeben. Herr Zacharias schüttelte den Kopf ob der Vorgänge in Morstein und sagte: „Ihr seid ein Narr!"

Aber vergeblich suchte er Hans zur Rückkehr zu bewegen. Er mußte auf seine Pläne eingehen.

„Also zu den Reitern wollt Ihr wieder?" sagte er. „Nun, hindern kann ich Euch nicht. Aber als der einstige Erbe der Morstein'schen Lehen werdet Ihr leicht eine Offiziersstelle erhalten können."

„Was sollen mir meine Aussichten helfen? Für jetzt bin ich doch ein armer Teufel!"

„Hm! Wenn Euch der Offiziersgehalt nicht langt, so denkt an den alten Zacharias Liebermann. Ihr wißt, ich geb' Euch das Geld so billig wie Einer; und wenn Ihr später zu Eurem Erbe kommt und aus Dankbarkeit ein Uebriges thun wollt, so steht's bei Euch. Lang wird's ja nicht währen. Mehr als ein Jährlein oder zwei trau' ich dem alten Freiherrn nicht zu."

Der Notar selbst reiste mit Hans nach Heidelberg, um ihm zur Erlangung einer Offiziersstelle behilflich zu sein. Er hatte seine Gründe dazu. Erstens war er für den Nothfall mit Hinterthürchen bekannt, durch die sich's zum Ziele gelangen ließ, und zweitens lag ihm daran, die Dankesschuld seines Schützlings möglichst zu vermehren.

Vor seiner Abreise von Hall hatte Hans einen Boten nach Morstein geschickt. Der überbrachte Maria eine Urkunde, durch welche von dem Tage ab, da Hans in den Besitz seiner Lehen treten würde, ihr und ihrer Schwester der halbe Ertrag dieser Lehen lebenslänglich verschrieben wurde.

Der Notar war bemüht gewesen, diese Verschreibung zu hintertreiben, aber Hans hatte sich nicht beirren lassen.

Maria's erster Gedanke war, das Schriftstück zu zerreißen und es so an Hans zurückzusenden. Aber hatte sie denn ein Recht dazu, da es doch zugleich auch die Schwester bedachte? Auch mußte sie sich sagen, daß Hans solche Kränkung nicht verdient habe.

So entschloß sie sich nach schwerem Kampfe, die Urkunde dem Vater zu zeigen, der sie sorgfältig verschloß und sich über seine Beschämung hinwegzutäuschen suchte, indem er brummte, Hans habe damit nicht mehr gethan, als billig.

Sophie Katharina gab sich keine Mühe, ihre Genugthuung zu verbergen.

„Siehst Du," sagte sie, als sie mit der Schwester allein war, „was für einen prächtigen Menschen Du von Dir gewiesen hast?"

„Meinst Du wegen der Verschreibung? Die ändert nichts. — Hab' ich je gesagt, daß ich ihn einer großmüthigen That für unfähig halte? Es hat sich doch immer nur darum gehandelt, ob ich ihn lieben kann oder nicht!"

„Und ist das so ganz unabhängig von eines Menschen guten und bösen Eigenschaften?"

„Nein! — Aber ich mußte ihn hassen, weil er mir aufgezwungen war."

„Und jetzt bist Du seiner ledig und hassest ihn noch?"

„Das nicht! Er thut mir sogar leid wegen der Enttäuschung, die er erfahren. — Nur lieben kann ich ihn nicht."

Sophie Katharina lachte.

„Aus Mitleid wird leicht Liebe!" rief sie. „Das sagte ja immer unsere alte Amme, wenn sie erzählte, wie sie ihren nachmaligen Mann auf dem Schlachtfelde aufgelesen und gepflegt und den Krüppel nachher geheirathet hatte."

„Jetzt laß mich in Frieden, vorwitzige Kröte!" rief Maria, sich zum Gehen wendend.

Hatte Sophie Katharina Recht? Sollte auch hier aus Mitleid Liebe werden? Oder hatte gar zuvor im Herzen Maria's ein erster Keim einer Neigung für Hans geschlummert, ihr selber unbewußt und überwuchert von eigensinnigem Haß?

Monate vergingen. Hans hatte eine Offiziersstelle erhalten und suchte in eifriger Pflichterfüllung seinen Gleichmuth wieder zu erlangen. Schon hatte er gelernt, ruhiger über seine Lage zu denken. Der Freiherr, der vor Allem bestrebt gewesen war, seine Tochter durch die Heirath mit dem Lehenserben vor künftigem Mangel zu bewahren, die Tochter, die es nicht gewagt hatte, dem Willen des Vaters sich zu widersetzen, sie schienen ihm entschuldbarer, als im ersten Augenblick seiner grausamen Enttäuschung.

Diese Gedanken waren vielleicht nicht alle in seinem eigenen Garten gewachsen. Der Notar hatte sie ihm wohl zum Theile eingepflanzt, aber Hans hatte sie erfaßt und hatte sie sich zu eigen gemacht.

Er wollte durch die That zeigen, daß Besseres in ihm stecke, als Maria gemeint zu haben schien. Er wollte dann dereinst, als tüchtiger Offizier anerkannt und nicht nur wie seither an Namen und Herzenseigenschaften, sondern auch an Gesittung der Familie ebenbürtig, nach dem Tode des Freiherrn die immer noch heiß Geliebte sich wieder zu gewinnen suchen, in freiem Werben und unter Vermeidung allen Zwanges.

Etwa ein Jahr war vergangen, als der Notar einmal nach Heidelberg kam, um nach seinem Schützling zu sehen, vielleicht getrieben von der Furcht, seinen Einfluß auf ihn zu verlieren.

Diese Furcht war freilich unbegründet. Hans war von unbegrenzter Dankbarkeit gegen ihn erfüllt und hegte unbedingtes Vertrauen zu ihm. Das erkannte er fast mit Rührung, als sie des Abends bei einem Glase Wein im Hirschen saßen.

Es mochte etwa zehn Uhr sein, als der Notar sich müde fühlte, und Hans sich anschickte, ihn nach dem Gasthause zum Ritter zu geleiten, wo er abgestiegen war.

Auf dem Marktplatze war großer Lärm. Es war eine Rauferei zwischen Studenten. Hans konnte sich's nicht versagen, dazwischen zu treten, um Ruhe zu stiften.

Der Notar sah's nicht gern, daß er sich in Gefahr begab, denn das Leben seines jungen Schuldners war ihm ein werthvolles Vermögensstück. Außerdem war er, ein alter Junggeselle ohne Verwandtschaft, der im Leben wenig Liebe erfahren hatte, wirklich gerührt von der Dankbarkeit und Anhänglichkeit, die Hans ihm bewies, und so mischte sich in die Angst, die seine Habgier ihm eingab, etwas von wahrem Mitgefühl.

Mit Vorsicht nahte er sich den Streitenden, um Hans womöglich am Mantel zu haschen und zurückzuziehen. Aber auch er wurde in den Strudel hineingezogen, und im nächsten Augenblick entrang sich seinem Munde ein markerschütternder Schrei.

Er hatte einen Stich in die Brust erhalten und sank zu Boden.

Die Studenten stoben auseinander, und Hans blieb mit dem Verwundeten allein. Schüchtern nahten jetzt zwei Wächter. Sie halfen, den Notar in sein Quartier zu tragen, und entfernten sich dann wieder, ohne den ihnen wohlbekannten Offizier mit einer Frage zu belästigen.

Herr Zacharias war auf sein Lager gebettet, und Hans, der gleich nach dem Feldscheer geschickt hatte, wollte sich daran machen, einstweilen nach der Wunde zu schauen.

„Laßt!" sagte der Notar leise. „Das hilft nicht mehr; es geht zu Ende. Und ich hab' Euch noch ein Bekenntniß zu machen."

„Ich höre!"

„Die Dokumente, die Euch zum Erben von Morstein machten, sind falsch! Ich selbst hab' sie gefertigt."

Hans war erschrocken von der Seite des Verwundeten aufgefahren. Ein hartes Wort schwebte ihm auf den Lippen. Aber der Notar bedeutete ihn, still zu sein.

„Ob Ihr ein Nachkomme jenes Hans v. Morstein seid oder nicht — ich weiß es nicht. Ich vermuthete es, da ich von Jenem las und dann von Euch und Eurer Familie hörte. Aber erweisen ließ sich's nicht, und da hab' ich die fehlenden Beweise gefälscht — des Gewinnes wegen! Aber außer mir weiß es keine Seele. Ihr könnt thun, was Ihr wollt!"

„Ich werde thun, was recht ist!"

Der Feldscheer trat ein. Mühsam wendete Herr Zacharias den Kopf.

„Wer ist das? — Gleichviel! 's ist gut, daß ein Zeuge da ist für den Rest. Hans! — hier — in der Tasche — Eure Schuldbriefe sind drin. — Ihr waret der Einzige, der mir Dankbarkeit erwiesen hat im Leben, wiewohl ich's nicht so gut mit Euch meinte. — Nehmt die Briefe heraus — verbrennt sie! Hab' doch keinen andern Erben, als die Stadt Hall."

Erschöpft hielt er inne, aber bemerkend, daß Hans zögerte, stieß er fast gebieterisch noch einmal heraus:

„Nehmt sie — verbrennt sie."

Tief ergriffen folgte nun Hans dem Befehl, während der Feldscheer nach der Wunde schaute. Da war in der That keine Hoffnung mehr.

„Ich will ihn nicht weiter quälen," sagte er leise. „Man muß ihn ruhig sterben lassen."

Und so geschah's. Bald begann das Bewußtsein zu schwinden. Nur unverständliche einzelne Worte wurden in großen Zwischenräumen hörbar, und als drüben die Uhr der Heiliggeistkirche die zwölfte Stunde verkündete, da war der Herr Zacharias Liebermann still entschlummert.

Zwei Tage später befand sich Hans schon mit Urlaub in Würzburg, wo er dem Fürstbischof den ganzen Handel offen auseinandersetzte. Als einfacher Hans Morstein, all' seiner Rechte und Anwartschaften entkleidet, aber von dem Kirchenfürsten für seine Redlichkeit warm belobt, schied er dann wieder.

Auch nach Morstein wollte er selbst die Nachricht von der Hinfälligkeit seiner Rechte bringen. Zugleich wollte er die Hand zur Auflösung seines Ehebundes bieten. Denn nun, da er all' seiner Aussichten beraubt war, und es sogar fraglich schien, ob er sich in seiner Offiziersstelle werde halten können, schien das Mißverhältniß zwischen ihm und Maria noch um Vieles verschärft.

Herr Johann Ludwig war nicht wenig erstaunt über die Enthüllungen, die ihm wurden. So wenig es in seiner Art lag, Lob zu spenden, konnte er's doch nicht unterlassen, zu bekennen:

„Ihr habt eine redliche That gethan und meinen Dank verdient! Wenn Ihr nicht jetzt noch zu stolz seid, aus meinem Geldbeutel zu nehmen, so —"

Hans machte eine abwehrende Bewegung, die der Alte nicht ungern sah, und die ihn sofort bewog, mit dem beabsichtigten Anerbieten inne zu halten.

„Auch Eure Bereitwilligkeit, dieses unselige Ehebündniß zu lösen, muß ich loben," fuhr er fort. „Ich will gleich mit Maria darüber reden. Geht zum Vogt hinüber und schickt ihn nach ihr, und haltet Euch in der Vogtsstube, bis ich Euch rufen lasse."

Hans gehorchte. Der Vogt ging, um seinen Auftrag zu erfüllen, und in wachsender Unruhe wartete Hans darauf, daß er zurückkehren würde, um ihn wieder zum Schloßherrn zu rufen.

Er wartete wohl eine Stunde. Endlich nahten Schritte. Aber die des Vogtes waren's nicht. Das Blut stieg Hans zum Kopfe, sein Herz klopfte stürmisch — er glaubte diesen Schritt zu kennen. Er täuschte sich nicht. Die Thür öffnete sich, und vor ihm stand Maria! Und sie wäre ihm zu Füßen gesunken, wenn er sie nicht mit beiden Armen aufgefangen hätte.

„Vergib mir, Hans!" rief sie. „Verstoße mich nicht! Ich liebe Dich ja!"

„Maria! — Ist's möglich?"

Fest hielt er sie umschlungen, und sie barg ihr Gesicht an seiner Brust.

Aber dann kamen ihm wieder Zweifel.

„Weißt Du auch —" wollte er beginnen.

„Ich weiß Alles!"

„Und bedenkst Du, wie wenig ich Dir werde bieten können? Bedenkst Du, daß ich nichts mehr besitze und ganz auf die Kraft meiner Arme angewiesen bin?"

„Lieber eine Bettlerin an Deiner Seite sein, mein Hans, als Herrin von Morstein an der Seite eines Andern!"

Nun endlich war er seines Glückes gewiß.

„Aber sag' mir, Geliebte," fragte er noch, „wie ist diese Wandlung in Dir zu Stande gekommen?"

„Das ist eine lange Geschichte, mein Hans, die ich selbst nicht recht zu erzählen weiß! Später!"

„Und was sagt Dein Vater?"

Maria's Blick trübte sich. „Er nahm's für gewiß," entgegnete sie, „daß ich Dein Anerbieten annehmen würde. Er ist nun schwer enttäuscht und will uns nicht mehr sehen. Es hat harte Worte gegeben zwischen ihm und mir, und er drohte sogar, mich zu enterben."

„Das ist mir leid — Deinetwegen. Doch die Zeit wird ihn milder stimmen." —

Der Freiherr hatte, sobald ihm die Unbeugsamkeit Maria's klar geworden war, und diese ihn verlassen hatte, den Vogt angewiesen, ihr und ihrem Gatten noch für eine Nacht Obdach im Schlosse zu gewähren und am nächsten Tage für die Abreise des Paares zu sorgen. Den Abschied hatte er sich verbeten.

Um so liebevoller erwies sich Sophie Katharina, die an der Wiedervereinigung der Beiden ihre größte Freude hatte, und es nur beklagte, sie so bald ziehen lassen zu müssen.

Wenn Hans befürchtet hatte, seine Stelle einzubüßen, so war diese Furcht unbegründet gewesen. Man hatte ihn als tüchtigen Soldaten schätzen gelernt, und sein bald bei Hofe bekannt gewordenes seltsames Geschick erweckte das Interesse des Kurfürsten, so daß ihm eher eine baldige Beförderung, als die Entlassung in Aussicht stand.

Dagegen wollte die Hoffnung auf ein baldiges Einlenken des alten Freiherrn sich nicht bewähren. Derselbe machte in der That den Versuch, die Lehensnachfolge seiner jüngeren Tochter allein zuzuwenden. Aber der Fürstbischof, eingedenk der lobenswerthen Redlichkeit, die Hans bewiesen hatte, erklärte die Umwandlung des Lehens in ein Weiberlehen nicht bewilligen zu wollen, wenn nicht beide Töchter gleichgestellt würden. Da mußte der Freiherr sich fügen, aber sein Zorn wuchs nur darum um so mehr.

Erst als er sein Ende nahe fühlte, und mit dem Weichen seiner Kräfte sein Eigensinn zu schwinden begann, gelang es Sophie Katharina, ihn zu der lange erhofften Versöhnung mit Maria und ihrem Gatten zu bewegen.

Damit wich der letzte Schatten aus Maria's Leben. Nie hatte sie es zu bereuen, dem falschen Erben von Morstein die Hand gereicht zu haben.

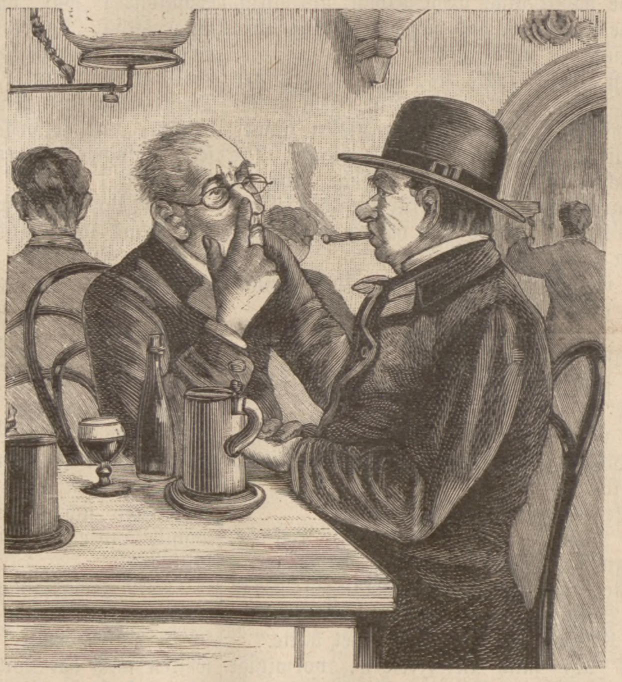
Humoristisches.



Naive Beruhigung.

Hausfrau (zum neu engagirten Dienstmädchen): Mein voriges Mädchen entließ ich, weil sie mit einem Grenadier angebändelt hatte; ich bemerke daher hiermit gleich, daß ich rothe Kragen hier im Hause nicht dulde.

Dienstmädchen: Seien Sie unbesorgt deswegen, gnädige Frau, mein Schatz hat einen schwarzen Kragen, denn er ist Artillerist.



Er kann sich's erlauben.

A.: Ich muß mich sehr in Acht nehmen, denn sobald ich nur etwas trinke, bin ich am andern Tage unfähig zu arbeiten.

B.: O, mir macht das gar nichts.

A.: Dann können Sie wohl viel vertragen?

B.: Nein, aber ich — arbeite nicht.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Gut gemeint. — Christian Gotthilf Salzmann, der berühmte Pädagog und Schöpfer der Erziehungsanstalt Schnepfenthal, war als Kind ein aufgeweckter, munterer Knabe, dessen Lebhaftigkeit seinem Vater, der in Sömmerda Prediger war, viel zu schaffen machte. Doch war der kleine Salzmann gutherzig und von einer köstlichen Naivetät, so daß man häufig über ihn lachen mußte. Eines Tages kam der Knabe mit einem Weidenzweige in der Hand vom Spielplatze in das Wohnzimmer seiner Großmutter gestürmt und schlug die am Spinnrad Sitzende mehrmals mit der Gerte über den Arm. Die alte Frau erschrak, begann zu weinen, und rief nach ihrem Sohne, dem Prediger. Dieser erschien auch sogleich auf der Schwelle und fragte, nachdem er das Vergehen seines Sprößlings erfahren, in strengem Tone: „Warum hast Du Deine Großmutter geschlagen?"

Treuherzig antwortete der Kleine, indem er die Augen voll zu seinem zürnenden Vater aufschlug: „Ich habe es gut gemeint, lieber Vater. Im Gesangbuch steht doch: ‚Den alten Menschen kränke, daß er neu leben mag!' Ich habe also die Großmutter gekränkt, daß sie neu leben soll!"

Der Vater unterdrückte ein Lächeln über die kindliche Einfalt, ließ die bereits zur Züchtigung erhobene Ruthe wieder sinken und erklärte dem Knaben den Sinn des Verses, welcher den Anlaß zu dem drolligen Mißverständniß gegeben hatte.

[E. K.]

Eiszapfen-Räthsel.



Wie lautet die Inschrift?

Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 3:

Kehrte Jeder vor seiner Thür, so würden alle Gassen rein.

Zahlen-Räthsel.

3, 4, 2, 1 und 5 erhob Napoleon
Mit seiner starken Hand auf einen stolzen Thron;
Sein Ende hat jedoch die Menschen bald belehrt,
Wie rasch der Glanz erbleicht, den blind das Glück bescheert.

5, 2, 1, 4 und 3 hat große Zauberkraft,
Mit der es fort und fort die reichsten Wunder schafft.
Schon manches Menschenkind, zu schwerer Noth verdammt,
Erhob's im Flug zur Macht und gab ihm Gold und Amt.

Doch wenn es wieder weicht, noch rascher als das Glück,
So bleibt von allem Glanz nicht eine Spur zurück,
Und 1, 2, 3, 4, 5 mit 6 noch hintendrein,
Stellt neuerdings bei ihm mit seiner Noth sich ein.

[L. Ziegler.]

Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösung des Füll-Räthsels in Nr. 3:

Z	O	H	A	R
A	R	N	I	M
M	A	R	C	H
P	L	A	U	E
A	V	I	L	A

Auflösung des Buchstaben-Räthsels: Geige — Neige — Feige.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.